

I.

Es ist uns noch nie so gut gegangen.

Über Lebenschancen

«Wohlstand für alle»

Am 20. Juli 1957 hielt der gerade zum Premierminister avancierte britische Politiker Harold Macmillan im Fussballstadion von Bedford eine Rede, die vor allem wegen einer Aussage in die Geschichte eingegangen ist: «Seien wir ehrlich, den meisten Menschen bei uns ist es noch nie so gut gegangen. Geht durchs Land, in die grossen Städte, die kleinen Dörfer, und ihr werdet einen Wohlstand finden, wie er nie zuvor in meinem Leben existierte – in der Tat nie zuvor in der Geschichte dieses Landes.» Politiker brüsten sich gerne damit, «unbequeme Wahrheiten» mitzuteilen; darum reden sie selten wie Harold Macmillan, denn seine ist sozusagen eine «bequeme Wahrheit». Konrad Adenauer drückte sich im gleichen Jahr 1957 etwas vorsichtiger aus; er wollte vor allem «keine Experimente». In der Tat verdankte er seine absolute Mehrheit bei den Wahlen im September des Jahres sicher nicht zuletzt dem von seinem Wirtschaftsminister Ludwig Erhard versprochenen – und zunehmend geschaffenen – «Wohlstand für alle».

Wenn die «bequeme Wahrheit» 1957 die Wahrheit war, um wieviel stärker gilt dann ein halbes Jahrhundert später, dass es uns noch nie so gut gegangen ist! Auch wer makroökonomischen Zahlen mit gehöriger Skepsis begegnet, kann die Dimension der Veränderungen in den Jahrzehnten seit den 1950er Jahren nicht übersehen. Das Bruttosozialprodukt pro Kopf hat sich in vielen entwickelten Ländern zwischen 1950 und 2000 mehr als vervierfacht und mit um die 20 000 Dollar im Jahr eine erstaunliche Höhe erreicht. Sogar in Grossbritannien, wo die Entwicklung langsamer verlief, gab es zwischen den Premierministern Harold Macmillan und Tony Blair eine Verdoppelung des Pro-Kopf-Einkommens.

Dafür ist das Bruttosozialprodukt pro Kopf keineswegs das einzige Mass. Ökonomen haben einen Index der menschlichen Entwicklung (*Human Development Index*, HDI) vorgeschlagen, der Einkommen, Bildungsstand und Lebenserwartung misst.¹ Auch dieser ist in den Mitgliedsländern der Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (OECD) seit 1950 fast überall um 50% und mehr gestiegen. Die massive Verbesserung der sozialen Stellung von Frauen, die Erhöhung sozialer Teilnahmekancen überhaupt, die Verkürzung des Arbeitstages, Arbeitsjahres, Arbeitslebens, der Ausbau des Wohlfahrtsstaates, die Verbesserung der allen zugänglichen Infrastruktur und andere qualitative Entwicklungen haben die Lebenschancen vieler beträchtlich erhöht. Nie zuvor hatten so viele Menschen so grosse Lebenschancen wie heute.

Die Entfaltung der Lebenschancen war kein linearer

Prozess. Es gab grosse Schübe voran und Phasen der Stagnation. Die Jahrzehnte vor 1913 sahen den Modernisierungsschub mit einer ersten Verdoppelung des Pro-Kopf-Einkommens. Nach dem Zweiten Weltkrieg ereignete sich das eigentliche Wirtschaftswunder, das bis zum Jahr des Ölschocks 1973 anhielt. Dann kam der Schub, den wir als Globalisierung beschreiben. Er begann mit Macht im Revolutionsjahr 1989, als die Auflösung der Fronten des Kalten Krieges unter anderem den technischen Möglichkeiten des Informationszeitalters weltweit zum Durchbruch verhalf. Die gleichzeitige Verfügbarkeit von Information an jedem Ort wurde zum Stimulus zuerst für die Finanzmärkte, dann für Dienstleistungen und am Ende für viele Bereiche moderner Volkswirtschaften. Am Ende, um die Jahrhundertwende, geriet der Schub der Globalisierung ausser Rand und Band; aber die Korrekturen der ersten Jahre des neuen Jahrhunderts haben das Gesamtbild nicht wesentlich verändert.

Seien wir also ehrlich, den meisten Menschen bei uns ist es noch nie so gut gegangen. Doch wird niemand dies vernehmen, ohne auf das grosse Aber zu warten, das solchen Aussagen unweigerlich folgt. Bei Macmillan hatte das Aber einen Namen, Inflation. Er war gut beraten, davor zu warnen. Die Globalisierung war ja unter anderem die befreiende Antwort auf jene Mischung von Inflation und Stagnation, in der der amerikanische Ökonom Mancur Olson noch Anfang der 1980er Jahre die Ursache für den nach seiner Meinung drohenden «Niedergang von Nationen» sah.² Olson unterschätzte

offenbar die Wirkung der von den schon amtierenden unorthodoxen Politikern Margaret Thatcher und Ronald Reagan betriebenen Politik der Öffnung und Ermutigung, von den bevorstehenden Prozessen des *glasnost* und der *perestroika* in der bereits wankenden kommunistischen Welt ganz zu schweigen.

Indes greift mein Aber weiter aus. Es sind genau genommen drei Aber, die ich der These anfügen will, dass es uns noch nie so gut gegangen ist.

Aber Glück?

Das erste Aber dient der Klärung der Begriffe. Es ist uns noch nie so gutgegangen – aber sind wir darum auch glücklicher? Das grösste Glück der grössten Zahl galt ja lange Zeit als Ziel des öffentlichen Handelns; in der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung erscheint *happiness*, also das Glücklichsein neben dem Recht auf Leben und der Freiheit. Doch darf man tunlich bezweifeln, dass die Menschen des Jahres 2001 viermal so glücklich sind wie die des Jahres 1957. Menschliche Erfahrungen von Glück und Unglück bestätigen eher die Volksweisheit, wonach das Leben ein ständiges Auf und Ab ist, als die Wohlstandsindizes der Ökonomen. Auch abgesehen von den Unwägbarkeiten der privaten Erfahrung stellt das Glücklichsein beunruhigende Fragen. Zuweilen drängt der Eindruck sich auf, dass das subjektive Wohlbefinden von Menschen am grössten ist, wenn sie um ihre Rechte und Wünsche kämpfen

müssen, und zwar insbesondere dann, wenn kleine und manchmal auch grosse Fortschritte zeigen, dass dieser Kampf mit Aussicht auf Erfolg geführt werden kann. Sogar die Demokratie war vielleicht am schönsten als ihre noch groben Instrumente benutzt werden konnten, um sie zu vervollständigen und zu verfeinern, also das Wahlrecht auf alle Bürger und Bürgerinnen auszuweiten und die Kontrolle der Mächtigen zu stärken. Wenn wir erreichen, was wir erstreben, setzt eher Ermattung und sogar eine gewisse Enttäuschung ein.

Wenn Wohlstand und sogar Wohlfahrt zu kurz greifen, um zu messen, wie gut es uns geht, und Glück zu persönlich und auch zu unwägbar bleibt – welcher andere Begriff könnte uns weiterhelfen? Meine Antwort wird durch diese Vorlesungen hin lauten: die Freiheit. Sie ist die Leitidee allen Fortschritts der menschlichen Dinge. Aber ist sie auch ein griffiger, gar quantifizierbarer Masstab dafür, wie gut es uns geht?

Amartya Sen, Nobelpreisträger der Ökonomie, hat eine Antwort versucht. Er stellt die Doppelfrage: Was soll (wirtschaftliche und soziale) Entwicklung bewirken? Und: unter welchen Voraussetzungen findet erfolgreiche Entwicklung statt? Seine Antwort auf beide Fragen lautet: Freiheit, oder vielmehr – und der Unterschied ist wichtig – *Freiheiten*. «Entwicklung ist nach dieser Auffassung der Prozess der Ausweitung menschlicher Freiheiten.»³ Freiheit hat also einerseits eine «konstitutive» Rolle, d.h. an ihrem Anwachsen wird der Erfolg von Entwicklung gemessen; sie hat andererseits eine «instrumentelle» Rolle, d.h. nur durch Freiheit, genauer

durch bestimmte «Freiheiten», wird Entwicklung möglich. Man denkt hier immer auch an Sens bekannte These, dass Hungerkatastrophen fast nie in freien Ländern, insbesondere in Ländern mit Presse- und Meinungsfreiheit stattfinden, weil sie im Kern nicht auf der Verfügbarkeit von Lebensmitteln, sondern auf dem Zugang zu diesen, damit den Anrechten der Betroffenen beruhen, die unter Bedingungen der Freiheit wirksam werden.⁴

Sens Theorie ist von fundamentaler Bedeutung für die hier in Frage stehenden Prozesse. Doch sind Zweifel am Platze bei seiner Verwendung des Wortes Freiheit und insbesondere des Plurals, Freiheiten. Schon die Unterscheidung von «konstitutiver» und «instrumenteller» Freiheit kann zu inhaltleeren Aussagen führen: Freiheit bewirkt die Ausweitung von Freiheit. Der Plural überdies – obwohl von Präsident Roosevelt mit seinen «vier Freiheiten» gesellschaftsfähig gemacht – schafft Verwirrung. Freiheit als Leitwert ist weder Wohlstand noch soziale Teilnahme noch harte Arbeit noch gute Bildung, und auch nicht Gerechtigkeit. Die unverwechselbare Grundbedeutung von Freiheit ist die Abwesenheit von Zwang und die Ermutigung zur Eigentätigkeit.

Aus solchen Gründen scheint mir ein anderer Begriff für die Beschreibung und Messung menschlicher Wohlfahrt besser, nämlich der der Lebenschancen. Damit wird eher das Vokabular als die Theorie von Sen geändert. Lebenschancen sind vor allem Optionen, also Wahlmöglichkeiten. (In der folgenden Vorlesung werde ich diesen noch ein anderes, schwierigeres Element hinzufügen, nämlich

tiefe Bindungen oder Ligaturen.) Optionen sind zunächst Anrechte, *entitlements* wie auch Sen sie nennt. Das Wahlrecht ist ein solches Anrecht. Doch bleibt dieses leer, wenn es nicht mehrere Kandidaten oder Parteien gibt, zwischen denen gewählt werden kann. Die andere Seite der Optionen ist daher das Vorhandensein eines Angebots, von *provisions*. Optionen sind Chancen, das heisst sie können wahrgenommen werden oder auch nicht.⁵ Dass es uns noch nie so gut gegangen ist, heisst also, dass Menschen reale Wahlmöglichkeiten haben.

Aber für immer?

Das führt zu dem zweiten Aber, das meine Ausgangsthese relativiert. Es lässt sich in einem Satz fassen: die Geschichte folgt keinem vorbestimmten Plan. «Die Geschichte hat keinen Sinn,» wie Karl Popper es formuliert, um sogleich hinzuzufügen, dass wir ihr einen Sinn geben können, ja sollen, zum Beispiel den, der grössten Zahl die grössten Lebenschancen zu eröffnen.⁶ Es hat sich inzwischen herumgesprochen, dass Francis Fukuyamas These, mit dem Ende des Kalten Krieges sei auch das «Ende der Geschichte» gekommen, nicht viel hergibt. «Die liberale Idee,» so Fukuyama, hat sich «als siegreich herausgestellt»⁷. Da wir jetzt einen Punkt erreicht haben, «an dem wir uns eine Welt, die substantiell anders ist als unsere, nicht vorstellen können, an dem die Zukunft auf keine erkennbare oder offenkundige Weise eine grundlegende Verbesserung unserer gegen-

wärtigen Ordnung bringen kann, müssen wir die Möglichkeit ins Auge fassen, dass die Geschichte selbst an ihrem Ende ist». Es ist uns also nicht nur noch nie so gut gegangen, sondern es kann auch in einem Prozess der «Akkumulation ohne Ende» nur besser werden.

Francis Fukuyama hat offenbar nicht geahnt, dass viele ein Jahrzehnt später eher Samuel Huntingtons «Kampf der Kulturen» als sein «Ende der Geschichte» zur Hand nehmen würden.⁸ Was immer wir uns nicht vorstellen können, viele Millionen Menschen halten eine ganz andere Zukunft als die amerikanische für erstrebenswert, ja erkämpfenswert. Man könnte Fukuyamas These geradezu auf den Kopf stellen. In gewisser Weise war die Revolution von 1989, also der Kollaps des Kommunismus, nicht das Ende, sondern der Anfang der Geschichte. Erst nach der Auflösung der starren Konfrontation der Systeme konnten die Kräfte der Globalisierung sich entfalten. 1989 hat das lange versperrte, zumindest verklemmte Tor in die Zukunft geöffnet. Eine neue globale Klasse ist durch das Tor geschlüpft und hat sich seitdem als tonangebende Gruppe etabliert.

Fukuyamas Thesen leben von einem zweiten Aufguss Hegelscher Ideen. Die Geschichte hat einen Plan; ihr Weg führt mit innerer Notwendigkeit voran; ein Weltgeist weist diesen Weg *per aspera ad astra*, wobei die Sterne der Hegelisten bekanntlich im Laufe der Zeit verschiedene Namen angenommen haben, die sittliche Idee des (preussischen) Staates, die kommunistische Endgesellschaft, die liberale Idee. Wie aber, wenn die Geschichte keinen Plan hat? Der Glaube an die ewige

Wiederkehr des Gleichen ist alt und nach wie vor verbreitet. Es gibt noch andere Geschichtsvorstellungen ohne Fortschritt, darunter den erlesenen Pessimismus grosser Konservativer, dem Michael Oakeshott in seiner sensationellen Antrittsvorlesung an der sonst so fortschrittsbewussten London School of Economics 1951 Ausdruck gegeben hat. Politik ist nach Oakeshott wie das Segeln auf einem grenzen- und bodenlosen Meer; «es gibt weder einen Hafen zum Unterschlupf noch einen Meeresboden für den Anker, weder Ausgangspunkt noch bestimmtes Ziel»⁹. Wir können nur eines tun, nämlich das Schiff auf hoher See flott zu halten. Heute muss man solchen Versionen des Zweifels am Weg des Weltgeistes durch die Geschichte noch eine postmoderne Version anfügen, wonach es nicht darauf ankommt, was wir tun. *Anything goes*, alles ist denkbar, die Geschichte ist sowieso eine blosser Erfindung, eine Lüge.

Solche Theorien zeigen zumindest, dass es nicht so einfach ist mit Ursprung und Ziel der Geschichte. Mich haben sie allerdings nicht abgebracht von Popper und vor ihm von Kant. Ich bin ein unverbesserlicher Aufklärer, der insoweit wohl im 18. Jahrhundert zu Hause ist. Die amerikanische Verfassung, der durch die unsichtbare Hand des Marktes wachsende Wohlstand der Nationen und der Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit sind der Ansporn für immer neue Versuche, die sich auch durch Irrtümer nicht entmutigen lassen. Versuche wozu? Nun, um dazu beizutragen, dass mehr Lebenschancen für mehr Menschen geschaffen werden.

In einem allerdings ist mir wie vielen anderen die Stimmung des späten 18. Jahrhunderts verlorengegangen: es kann auch ganz anders kommen. Aufklärung, Wohlstand und Demokratie sind keineswegs Prozesse, die sich gegen alle Widerstände und trotz gelegentlicher Rückschläge wie von selbst entfalten und am Ende durchsetzen. Selbst die Modernisierung, der Weg *from status to contract*, von ererbten zu erworbenen Positionen, ist nicht eine Kraft, die am Ende keine Gegenwehr erlaubt. Nur mit grosser Vorsicht sollten wir je behaupten, andere seien *noch* nicht dort angekommen, wo wir uns befinden. Vielleicht werden sie nie dort ankommen. Möglicherweise werden alle unsere Errungenschaften wieder zerstört, durch äussere Feinde oder durch das selbstmörderische Potential unseres eigenen Tuns. Die Zerstörung der Lebensumwelt, die nukleare Gefahr, der Hass der Verlierer sind Beispiele. Dass die Geschichte offen ist, gilt nicht nur in eine Richtung. Damit sie zu mehr Lebenschancen für mehr Menschen führt, müssen wir etwas tun. Freiheit heisst immer Tätigkeit.